



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neues von Wilhelm Jensen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Neues von Wilhelm Jensen



eder Quartaner kennt Lessings fünfte Fabel, nach der sich das edle Pferd von Zeus höhere und schwächigere Beine, einen langen Schwanenhals, eine breitere Brust und einen anerschaffnen Sattel wünscht, um verbessert zu werden. Zeus spricht das Wort der Schöpfung, es quillt Leben in den Staub, und vor dem schauernden und zitternden Pferde steht das häßliche Kamel.

Die alltägliche Moral, daß in den Dingen ein Maß liegt, das ungestraft nicht überschritten werden kann, ist im Augenblick sehr unbeliebt, mit „Schulmeister- und Schulbubenweisheit“ will das Geschlecht dieser Tage nichts zu thun haben. Schade nur, daß die einfachsten wie die tiefsten Wahrheiten bis zu den Schulmeistern und Schulbuben herabgekommen sind, und daß schließlich doch auch denen, die mit den Häuptern an die Sterne stoßen, nichts übrig bleiben wird als — sich zu bücken und besagte Wahrheiten wieder aufzulesen.

Die neueste Kunst und Litteratur weist den Gedanken weit von sich, daß jeder Besonderheit und jedem Vorzug eine Grenze gesetzt sei, sie schafft und arbeitet mit Vorliebe nach dem Verfahren, nach dem das Pferd in der Fabel vervollkommnet zu sein wünscht. Die alte Ästhetik nannte dergleichen Manierismus; die neueste, nach der es kein Zuviel giebt, und der Individualismus jede Maßlosigkeit rechtfertigt, weiß dem Dinge keinen Namen zu geben und ergeht sich in allerhand umschreibenden Ausdrücken. Aber Manier bleibt eben doch am Ende Manier, und wenn sich ihr kunstzerstörender, die dauernde Geltung talentvoller Schöpfungen aufhebender oder lähmender Einfluß zeigt, so soll man nicht von Entwicklung künstlerischer Eigenart reden. Natürlich ist das, was wir Manier nennen, immer eine „Entwicklung,“ ist die krankhafte Bevorzugung und Pflege einer in ihren Anfängen meist berechtigten Besonderheit. Die erste Wirkung der beginnenden Neigung zur Manier pflegt eine gesteigerte, erhöhte zu sein, und hierin liegt die außerordentliche Gefahr für das Talent und den Künstler. Denn die Grenzlinie zwischen der natürlichen, unentbehrlichen Originalität und der Manier ist nicht bloß sehr fein, sondern auch mannichfach auf- und absteigend; was eine Art von Stoffen an Verstärkung des Kolorits, an lyrischer Lockerung der Komposition, an bloß andeutenden, nicht ausführenden Zügen ganz gut verträgt, wird in der andern schon zur

Manier; was einmal eine eigentümliche, in sich berechtigte Wirkung sein kann, wird in unablässiger Wiederholung zum widerwärtigen Effekt; was hier ein tiefdringender Blick ist, der Geheimnisse der Natur oder der Menschenseele enthüllt, wird dort, wo es keine Geheimnisse giebt, zur abgeschmackten Grimasse. Ist es aber überhaupt schon schwierig, die Grenzlinie zwischen erhöhter und bewußter Eigentümlichkeit und Manier in allen Fällen zu erkennen, so erscheint es vollends fast unmöglich, inmitten einer Verwirrung, in der Anschauungen wie z. B. die, daß der Mensch doch eigentlich den Kopf nicht empfangen habe, um drauf zu stehen, und die Beine nicht, um sie in die Luft zu strecken, als höchst fragwürdige und verdächtige akademische Überlieferungen angesehen werden. Gleichwohl hilft es nichts, es muß immer wieder betont werden, daß wir in Gefahr sind, im Manierismus zu ersticken, wir alle, Schaffende, Urteilende, Genießende. Und nie wird es klarer, wie weit es schon gekommen ist, als wenn wir alle die zeretzenden Elemente, die manieristischen Übertreibungen, die gebliffentlichen Dunkelheiten und grellen Lichter, die gewaltfamen Verzerrungen oder die wunderlichen Kompositionslücken und Sprünge, die kurzatmigen Sätze, die für besondere Stilkünste gelten, und hundert andre unerquickliche Dinge bei einem Schriftsteller finden und in neuerer Zeit leider immer häufiger wiederkehren sehen, den die Natur mit allen Gaben eines echten Dichters ausgerüstet hat, und in dem die Unverwüstlichkeit eines ursprünglichen poetischen Naturells trotz alledem lebendig fortwirkt. Mitten zwischen ganz manieristischen Büchern, zwischen halbausgestalteten Erfindungen, zwischen Phantasien, die wie auf- und abwogende Nebel das Bild, das sich eben zeigen will, wieder verwischen und einhüllen, bietet Wilhelm Jensen doch immer wieder einzelne wahrhaft poetische, aus ihrem innersten Lebenskern organisch erwachsende, klar durchgebildete Schöpfungen. Der „dämonische Reiz des Einfachen,“ wie Heyse sagt, ist ihm keineswegs fremd, aber er setzt kein volles Vertrauen auf diesen Reiz und läßt sich von der Strömung des Augenblicks tragen, die ihn weiter und weiter in die Untiefen des Manierismus führt.

Man braucht, um die auffällige und merkwürdigerweise fast übergangslose Verschiedenheit zwischen Jensens natürlich anziehenden und seinen manieristisch effektvollen Gebilden zu empfinden, gar nicht auf die besten frühern Arbeiten des allzu fruchtbaren Erzählers zurückzugreifen. Eben jetzt begegnen wir unter den neuesten Gaben wieder einem Bändchen von Skizzen und Gedichten, das Vom Wegrand (Berlin, Emil Felber, 1893) betitelt ist, und das neben ein paar grellen und düstern Stücken, wie „Breisachs Tragödie,“ „Der Marder“ und „Das Lachen,“ eine ganze Reihe schöner Gedichte und stimmungsvoller Skizzen enthält. Unter ihnen zeichnen sich „Märzwunder,“ „Belia,“ „Auf dem Schwarzwald“ und die Skizzen „Der Falter,“ „Die Versteigerung,“ „Ein Besuch,“ „In der Sylvesternacht“ durch einfache, warme und innige Empfindung, durch fesselnde Klarheit und Anmut der Darstellung aus. Ein paar

andre Skizzen des kleinen Buches, z. B. „Eine Korrespondenz aus dem Leben,“ haben keinen poetischen Wert, sind aber gute, von gebildeter Anschauung belebte Feuilletons. Sedenfalls erweisen diese „vom Wegrand“ gepflückten Blätter, daß Jensens Blick noch hell und seine Hand noch glücklich ist. Und darum ist es auch nicht ausgeschlossen, daß auch wieder einmal eine umfangreichere glückliche Schöpfung aus seiner Feder hervorgeht.

Als solche glückliche Schöpfungen können wir aber weder die historische Erzählung *Die Wunder auf Schloß Gottorp*, ein Gedächtnisblatt aus dem vorigen Jahrhundert (Berlin, Emil Felber, 1893) noch den größern Roman *Auf der Feuerstätte* (drei Bände, Leipzig, Carl Reißner, 1893) ansehen. In beiden empfinden wir, daß der Zug zum Manierismus den Verfasser stärker und stärker ergriffen hat.

Die erste Erzählung nimmt den Verkehr, in dem der Landgraf Karl von Hessen, der dänische Statthalter von Schleswig-Holstein, mit dem rätselhaften Grafen von Saint Germain und dessen Zeitgenossen Cagliostro gestanden hat, zum geschichtlichen Hintergrund und verflucht damit die etwas mystisch angehauchte Liebe des jungen Edelmanns Cay Sehestedte zu der schönen Dorret Gorries, die für die Tochter des Krugwirts Henke Dorries gilt, in Wahrheit aber eine Königstochter in der Art des Rätchens von Heilbronn ist. Die Entwicklung der Geschichte, die zum Tode des vermeintlich unsterblichen Grafen von Saint Germain und, nach einer durch Saint Germain veranlaßten Enthüllung der betrügerischen Gaukelstücke Joseph Balsamos genannt Cagliostro, zur Heirat Sehestedtes mit Dorret führt, hat etwas eigentümlich schwankendes. Jensen selbst deutet in der Einleitung an, daß er „die Zeit des höchsten Blütenbeginns (!) der Dichtung und des Gedankens, des Erwachens wissenschaftlichen Ergründungstriebes, der Aufklärung und Befreiung des Geistes und — der grenzenlosesten Einfalt und Verstandesbethörung“ zu schildern habe, er erklärt am Schlusse: „Joseph Maria von Saint Germain ist nicht wirklich gestorben; er war so alt wie die Menschheit und wird so lange fortleben wie sie. Auf Swedenborg und Lavater, auf Mesmer, Gasner und Schrepfer, auf Joseph Saint Germain und Joseph Balsamo folgen die Herren Wallace und Crookes, Hare und Home, Hansen und Hellenbach, Zöllner und du Prel,“ aber er bescheidet sich doch, nur Cagliostro als Gaukler und Betrüger zu entlarven und Saint Germain in dem Hell Dunkel zu lassen, in das er sich selbst gestellt hat. Wir erraten ungefähr, daß der Mann, den man nicht zu entziffern vermag, sein Spiel um Macht und Einfluß in mystische Schleier hüllt und sich mitten in diesem Spiel eine vornehme und gütige Natur bewahrt, auch z. B. kraft dieser Natur das Glück Sehestedtes und Dorrets begründet, doch nichts wird deutlich und überzeugend. In das Schicksal Dorrets aber spielen vollends dunkle und traumhafte Elemente aus der Vergangenheit hinein; die Sehnsucht, die sie nach der friesischen

Heimatinsel ihrer Mutter treibt, die stumme Liebe zu dem jungen dänischen Kammerjunker und Gardeoffizier erscheinen als Nachwallungen des väterlichen und mütterlichen Blutes. Über dem Ganzen liegt ein fremdartiger Schimmer, ein Hauch der Unwirklichkeit; die Geschichte gleicht einem Phantasiestück in seltsam gebrochenen Lichte, dem aber doch die wohlthuende, lebenweckende Wärme fehlt. Um märchenhaft und dämmerhaft zu wirken, dürfte die harte, nüchterne Realität und die reflektirte Beziehung auf Zeitvorgänge und geschichtliche Thatfachen nicht so dicht neben die Wunder gerückt sein. Übrigens läuft bei den zur Bekräftigung der Erfindung oder zur Charakteristik der Zeit angezogenen geschichtlichen Notizen mehr als ein Irrtum mit unter. Der schlimmste ist wohl der Satz: „In dieser Zeit (also um 1780) sitzt um einige Meilen weiter gen Süden der Schullektor von Gütin Johann Heinrich Voß, verdeutschte den Homer und schleudert gegen die Antastung der Menschenvernunft seinen grimmen Protest »Wie Fritz Stolberg ein Unfreier ward!«“ Es ist ja völlig gleichgiltig, daß Voß bis 1782 noch ein paar Meilen weiter südwestlich, nämlich in Otterndorf im Lande Hadeln saß; aber auf den Irrtum bezüglich Stolbergs kommt allerdings etwas an. Die Wendung des Hainbündgenossen zur Unfreiheit, die Voß unter Kämpfen und Schmerzen zu durchleben hatte, fiel eben erst in die Zeit nach der französischen Revolution, war eine Wirkung dieser. 1780 sang Stolberg noch von Tyrannenhaß und Recht und Freiheit und Sittenunschuld; erst viele Jahrzehnte später, da Voß als Heidelberger Emeritus gegen den ehemaligen Freund die Schrift, auf die sich Jensen beruft, im „Sophronizon“ veröffentlichte, trug er den Ingrim gegen Stolbergs Abfall bis in die gemeinsame Jugend zurück. Wohl ist geschichtliche Genauigkeit das letzte Verdienst, das wir von Jensen oder irgend einem Dichter begehren, und das bei der Beurteilung poetischer Werke ins Gewicht fällt, aber alle diese Irrtümer haben bei Jensen das eigentümliche, daß sie seiner manieristischen Neigung entspringen, den Effekt zu steigern, zu übersteigern. Um eine gewisse Wirkung hervorzurufen, setzt er Strich an Strich, und zwischendrein fährt ein schiefer und falscher.

Trotzdem hinterläßt dieser kleinere Roman immer noch einen geschlossenern, einheitlichern Eindruck als der zweitgenannte große „Auf der Feuerstätte.“ Dieser spielt im Beginn der vierziger Jahre auf dem Hintergrund einer ziemlich unbekanntem deutschen Landschaft, des zwischen der Unterelbe und der Weser gelegnen Kehdinger und des alten Landes, sodann auf dem Hintergrunde des alten Hamburg, das in den Flammen des großen Brandes vom Mai 1842 versinkt, mit einer Reihe von Abenteuern, die leider zum größten Teil wieder ein Übergewicht phantastischer Manier über die frische und innerlich wahre Darstellung bekunden. Allerdings setzt die Erfindung noch gut ein. Die erste Begegnung zwischen dem Liebespaar des Romans, dem politisch kompromittirten Hans Straßer, der sich später als der Sohn eines Hamburger Kauf-

mannshauses, als Hartwig Gadewold entpuppt, ist zwar keck und seltsam, aber nicht unmöglich und unwirklich; die spätere Einführung der beiden Pastoren Heinrich Gehrmann und Christian Eschenbeck, die Jugendfreunde geblieben sind, obwohl sie sich von der Kanzel befehlen, da der eine hartgewordener Rationalist, der andre ebenso überzeugter Orthodoxer ist, die friedlich ihre Pfeifen mit einander rauchen, bis den einen der Fanatismus zur Anklage des andern treibt, gehört zu den besten Episoden der ganzen bunten Handlung. Aber schon indem wir das Gut Altkamp betreten und die Bekanntschaft der Freifrau Henrike von der Schranne machen und vollends von dem Augenblick an, wo der Roman in das Hamburger Haus des Großhändlers Matthäus Gadewold und seines Sohnes Oskar geführt wird, geraten wir in eine Atmosphäre von ganzem und halbem Wahnsinn, von zurückliegenden und neuen Verbrechen, von unerhört abenteuerlichen Schicksalen (wie denen des Herrn Sasiel von Bogerellen, des davongegangnen Gatten der Freifrau Henrike), daß ein eigentlich künstlerischer Eindruck unmöglich wird. Die Neugier und das Verständnis psychischer Sonderexistenzen und Sonderentwicklungen wird so ununterbrochen angespannt, das Seltsame vom Wunderbaren, das Wunderbare vom Grauenhaften überboten, Gestalten, Situationen und Ereignisse derart ins Dunkel gerückt und dann gelegentlich durch grelle Schlaglichter beleuchtet, der träumerisch-spielende Vortragston steht in einem so entschiednen Gegensatz zu den unheimlichen Vorgängen, die Motive der Handlung wie die treibenden Kräfte der Charaktere sind meist so wenig überzeugend, daß die Wirkung einem beständigen Wechsel unterworfen ist. Wenn wir eben im Begriff sind, völlig zu ermüden und diese phantastisch unwahren Gestalten ruhig ihrem Schicksal zu überlassen, gelingt es dem Verfasser, mit irgend einer neuen Überraschung oder einer plötzlichen, natürlich wirkungsvollen Szene die Teilnahme wieder zu fesseln. Aber der schließliche Eindruck ist doch der, daß in dieser Neigung zur Manier, in dieser geßtlichen Überreizung der Einbildungskraft, in dieser Bevorzugung phantastischer Farben, Schatten und Lichter das Talent des Dichters wie die Aufnahmefähigkeit des Lesers erlahmen muß.

Wenn untergeordnete Erzähler, die von Haus aus unlebendig und allem wahren Leben fremd sind, um des leidigen Effekts und der gepriesenen Neuheit willen dem Manierismus verfallen und ihre struppigen Mähren glücklich zu Kamelen verbessern, so bedauern wir höchstens die Leser, die es zu spät merken, wie übel ihrem guten Glauben mitgespielt wird. Wenn aber ein großes und im besten Sinne entwicklungsfähiges Talent, wie das Jensens, seinen Pegasus in der Weise der Lessingschen Fabel umzubilden und aufzustutzen beginnt, so beklagen wir die Litteratur der Gegenwart, da sie wahrlich keinen solchen Überfluß an schöpferischen Naturen hat, um auch nur eine von ihnen leichten Herzens von der Seite kräftiger und frischer Darstellung auf die Seite scheinkräftiger Manier hinübergleiten zu sehen.